

Gedanken am Bildschirm

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Zoom : illustrierte Halbmonatsschrift für Film, Radio und Fernsehen**

Band (Jahr): **23 (1971)**

Heft 20

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GEDANKEN AM BILDSCHIRM

Mit mancherlei Mängeln

*Randbemerkungen zur Diskussion über
Schwangerschaftsunterbrechung*

Der grösste Teil des ersten Oktoberabends stand beim Deutschschweizer Fernsehen im Zeichen des «heissen Eisens» Schwangerschaftsunterbrechung. Nach provozierenden Aktionen in Nachbarländern ist bekanntlich die Frage einer Revision der bestehenden Abtreibungsparagrafen auch in der Schweiz zur Tagesaktualität geworden: durch ein Volksbegehren für Straflosigkeit der Schwangerschaftsunterbrechung im Frühsommer dieses Jahres. Der TV-Bericht zur Situation der Abtreibung in unserem Lande («Jede dritte Schweizerin» von J. Eduard Morf und Viktor Meier-Cibello) nahm nicht zu diesem Volksbegehren Stellung, sondern verstand sich als Dokument breiter und gründlicher Information; er versuchte dem Zuschauer Material zur eigenen Urteilsbildung sowohl über die sozialen, gesellschaftspolitischen und juristischen Hintergründe der Frage als auch über die biologischen, medizinischen und theologischen Zusammenhänge vorzulegen. Die anschliessende Diskussion vereinigte unter der Gesprächsleitung von Guido Wüest sechs Fachleute aus Rechtsprechung, Medizin, Theologie und zwei Journalistinnen.

Es kann auf diesem begrenzten Raum nicht um die Darlegung einer persönlichen Meinung – weder zum Film noch zur Frage der Schwangerschaftsunterbrechung selbst – gehen. Vielmehr soll, mit den Augen eines TV-Normalverbrauchers, der Versuch einer kritischen Betrachtung der Diskussion auf ihre äussere Form hin unternommen werden. (Dabei lassen sich Überschneidungen mit sachlichen Fragen nicht überall vermeiden.) Es handelt sich also lediglich um Randbemerkungen, die indessen – verallgemeinert – für andere Fernseh-Gesprächsunden auch angebracht sein könnten. Der Regiegriff, Film und Diskussion unmittelbar zu verknüpfen, entspricht altbewährter Tradition und war gewiss auch hier am Platze. Aber eine gute Chance wurde leider vertan: Der Diskussionsleiter setzte mit Fragen ein, die zum Gezeigten keinen sofort erkennbaren Zusammenhang aufwiesen. Dabei wäre doch naheliegend und – vor allem! – für den Zuschauer hilfreich gewesen, das Gespräch beim Film zu beginnen; als natürliche Einsatzpunkte hätten sich besonders die Aktenberichte über zwei illegale Abtreibungen angeboten: die beiden Fälle, stellvertretend für viele tausend ähnlicher Beispiele, deckten in lebendiger Anschaulichkeit die erschreckende Fülle von Einzelproblemen des Themas auf. Wie leicht hätte sich hier ein umfassender Fragenkatalog als vorläufiges Gesprächsgerüst erstellen lassen! Man wäre damit auch dem Zuschauer in der Weise entge-

gekommen, dass man die dokumentarisch dicht aufgezeigte Problematik in die Form echter Fragen hätte umsetzen und so deutlicher bewusst machen können. Es hätten für die Diskussionseröffnung auch andere Wege zur Verfügung gestanden – etwa der, die einzelnen Gesprächsteilnehmer in (vorbereiteten – warum nicht?) Kurzvoten persönlich (Vor-)Stellung beziehen zu lassen. Damit wäre eine jeder Diskussion drohende Gefahr zu bannen gewesen: die Gefahr eines einseitigen akademischen Gesprächs. Es mag geboten, klug und verdienstvoll – für die Verantwortlichen beim Fernsehen vielleicht sogar beruhigend – sein, Fachleute als Diskussionspartner einzuladen; und es sollten ausgewiesene Sachverständige bei Auseinandersetzungen um «heisse Eisen» gewiss nicht fehlen! Aber ebensowenig dürfte «der Mann (in unserem Fall besonders auch die Frau) von der Strasse» einfach schnöde übergangen und überhört werden! Man wurde in der Gesprächsrunde den Eindruck nur schwer los, dass da wohl *über* ein brennendes Problem disputiert, dem Menschen aber, der mitten *in* der Frage drinsteckt, beschämend wenig Raum gegeben wurde. Diesen Missstand vermochten auch die beiden anwesenden Journalistinnen nicht aufzuheben, denen die Rolle des kritisch begleitenden Fernsehzuschauers zugedacht war. Der gute Gedanke, Gelegenheit zu klärenden Eingriffen zu geben, scheiterte darum, weil die beiden Damen den Anliegen der unmittelbar Betroffenen nicht kräftig genug Nachdruck verleihen konnten – nicht etwa, weil sie sich zu wenig klar ausgedrückt hätten, nein: im Gegenteil! Sie waren um ein für jedermann verständliches Deutsch mit sichtlichem Erfolg bemüht. Aber sie wurden von den Fachleuten – jedenfalls im ersten Teil der Diskussion – kurzerhand links liegengelassen (dass sie vieles einzuwenden, zu fragen oder zu ergänzen gehabt hätten, ist doch wohl mit einigem Recht anzunehmen!); dieses Malaise darf nicht ihnen selbst, sondern muss dem Gesprächsleiter angelastet werden. Er verlor schon sehr bald die Übersicht über den genauen Stand der einzelnen Fragen und konnte sich nicht dazu entschliessen, im guten Interesse der Zuschauer gewisse Diskussionssteilnehmer aus einer akademisch hochgestochenen Sprach- und Sprechshow in eine allgemeinverständliche Ausdrucksweise zurückzupfeifen. Erst als ein Jurist zu nie endenden Fachsimpeleien ausholte und sich dabei an sprachlichen Unverständlichkeiten geradezu selbst überbot, griff der Gesprächsleiter zaghaft ein – aber bezeichnenderweise nur unter dem Druck der übrigen Diskussteilnehmer, die inzwischen miteinander ein eigenes Gespräch eröffnet hatten: ihnen war offensichtlich die blasierte Selbstgefälligkeit

Schlechte soziale Verhältnisse gefährden jede Familie. Oft haben aber gerade arme Familien besonders viele Kinder: eines der Probleme, die der TV-Bericht zur Situation der Abtreibung in der Schweiz beleuchtet



keit des besagten Bandwurm-Rédners zu dumm geworden! Wer unter den Zuschauern nicht auf die angekündigte Ausstrahlung französischer Chansons wartete oder besonders starke Nerven hatte, muss sich spätestens hier verärgert ins Bett verkrochen haben! Mit vollem Recht unzufrieden: Monologe gehören einfach nicht in einen Dialog – erst recht nicht, wenn sie in ermüdendem Fachjargon daherkommen! Und wen die Kinderstube das Einmaleins des Anstandes nicht gelehrt hat, den sollte spätestens ein – gewandter! – Diskussionsleiter über die simpelsten Verhaltensgrundregeln für Gesprächsteilnehmer aufzuklären sich nicht scheuen!

Die erwähnten Pannen hätten alle nicht passieren müssen! Dass dennoch so vieles missglückte, lag an der einseitig akademischen Zusammensetzung der Diskussionsrunde – warum waren die Jungen, die das Problem zumindest *auch* betrifft, nicht vertreten, und warum fehlten die beiden Filmautoren? Vor allem aber löste der Gesprächsleiter seine Aufgabe wenig erfolgreich. Seine Zurückhaltung in persönlichen Äusserungen war der Diskussion bestimmt nur dienlich; sie hätte sich aber nicht in einen fast völligen Rückzug vom Gespräch verkehren dürfen! Dass es soweit kam, war nicht ausschliesslich, indes entscheidend *auch* dem fehlenden Gesprächsgerüst zuzuschreiben. Wenn einem Diskussionsleiter die Fähigkeit zu präziser Zusammenfassung der einzelnen Gesprächsbeiträge und zu sprachlich souveräner Formulierung organisch weiterführender Fragen nicht gegeben ist, sollte er – im Blick auf das Publikum und die Diskussionspartner, nicht zuletzt auch im eigenen Interesse – *vorher* thematisch zu gliedern versuchen; er müsste dann auch zeitlich planend einzuteilen wissen. Es geht hier nicht darum, einer organisierten oder gar manipulierten Diskussion das Wort zu reden. Vielmehr ist auf das Risiko hinzuweisen, dass erst fünf Minuten vor Gesprächsabbruch – bei einer zudem um eine volle Viertelstunde überzogenen Sendezeit – die letztlich ernstesten und entscheidenden, ans Lebendigste rührenden Fragen erreicht und formuliert werden! Es hätte hier wiederum nicht soweit kommen müssen, hätte man etwa die Fernsehzuschauer direkt – mit persönlich-praktischen Einwänden – in die Diskussion miteinbezogen; vielleicht nicht am gleichen Abend. Aber statt ihnen unverblümt die Warnung ans Herz zu legen, die einzelnen Gesprächsteilnehmer nun ja nicht mit unangenehmen Fragen zu überfallen, hätte man ihnen für einen späteren Zeitpunkt eine Aussprachemöglichkeit anbieten können (Studio-Telefonnummer). Die anwesenden Fachleute hätten sich bestimmt ein zweites Mal zur Verfügung gestellt – und die Fragen wären wohl nicht weniger spannend ausgefallen, sondern womöglich noch unmittelbarer auf den Lebensalltag und auf gangbare Wege in der schwierigen Sache der Schwangerschaftsunterbrechung bezogen gewesen. Indessen: was nicht war, kann ja noch werden. Das Problem brennt viele zu sehr unter den Nägeln!

Andreas Schneiter

Kein Mut zum Aussergewöhnlichen

Zum Wahlkampf am Fernsehen

Das Fernsehen als *das* Medium unserer Zeit für einen Wahlkampf in die Hände zu bekommen, ist wohl der Traum eines jeden Parteistrategen. Für all jene Parteien und politischen Gruppierungen, die sich am 31. Oktober um Sitze im Nationalrat bewerben, ist dieser Traum zumindest teilweise in Erfüllung gegangen: Die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft stellte kostbare Sendezeit in recht grosszügiger Weise zur Verfügung. Dreimal mindestens hat jede Partei allein am Fernsehen Gelegenheit, ihre Ideen und Anliegen ins rechte Licht zu rücken: in einem zeitlich reichlich bemessenen Werbespot unter der Rubrik «Parteien im Selbstporträt», in einem Frage- und Antwortspiel («Parteien fragen – Parteien antworten») und schliesslich noch in einer grossen Schlussveranstaltung am 26. Oktober, an der auch die TV-Zuschauer mittels Postkarte und Telefon mitwirken können.

Doch nun, nachdem die vermeintliche Wahlschlacht am Bildschirm angelaufen (und bereits auch schon ziemlich totgelaufen) ist, tritt zumindest beim unabhängigen Zuschauer Ernüchterung ein. Die Parteien haben die ihr gebotene Chance kaum genutzt. Sie wussten mit dem ihnen anvertrauten Medium nichts anzufangen. Die Beiträge zum Sendegefäss «Parteien im Selbstporträt» hielten niveaumässig kaum den Kriterien einer mittelmässigen Werbeagentur stand, und zur politischen Meinungsbildung trugen sie bestenfalls das eine bei: die Bestätigung des landläufigen Vergleichs der traditionellen Parteien mit Ostereiern (ausser verschiedene Farben, innen alle gleich). Das Buhlen um die Gunst des Wählers beschränkte sich in der Regel auf die simple Anpreisung der eigenen Tüchtigkeit und der marktschreierischen Verkündigung des Parteiprogrammes, das sich fast immer an den aktuellen Anliegen der Bevölkerung orientiert (zumindest vor den Wahlen) und aus diesem Grunde von links bis rechts denselben Anstrich hat. Interesse vermochte man den Polit-Werbespots allenfalls dann abzugewinnen, wenn man zwischen den Bildern zu lesen versuchte: Dass etwa der Landesring der Unabhängigen (LdU) nach wie vor mit Gottlieb Duttweilers Bundeshaus-Steinwurf operiert, sagt ungewollt allerhand über die geistige Stagnation dieser Partei aus, die mehr und mehr Mühe bekundet, das Erbe ihres grossen Gründers zu erweitern. Oder: Sigmund Freud würde sich wahrscheinlich weigern, die Tatsache, dass der Slogan «Die Freisinnigen haben kluge Köpfe» ausgerechnet vor dem Porträt einer währschafften Milchkuh eingeblendet wurde, als blossen Zufall abzutun. Böse Schlussfolgerungen lässt der Spot der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB) zu: Die Sowohlals-auch-Politik wird dem potentiellen



Welchen neuen Nationalräten wird in Zukunft der Bundesweibel die Zeitungen ans Pult bringen?

Wähler mit der mimischen Assistenz des Clowns Dimitri schmackhaft gemacht. Doch beim genauen Hinsehen ist zu erkennen, dass der Mime gar nicht Dimitri ist. Ist die BGB demnach die Partei, die ihren Wählern ein i für ein u vormacht? Um eine Klasse besser waren im allgemeinen die Selbstporträts der kleinen Parteien und der Splittergruppen. Diesen Spots war anzumerken, dass fehlendes Geld mit Ideen wettgemacht werden musste. Das gilt vor allem für die Partei der Arbeit (PdA), deren mit geringsten Mitteln inszenierter Film in kurzer Zeit in eindrucklicher Weise Wesentliches über die Anliegen der kommunistischen Bewegung in der Schweiz auszusagen vermochte. Kam dazu, dass ihre Vertreter im anschliessenden Frage- und Antwortspiel auf die sonst übliche Taktik nach dem Motto «Wie weiche ich einer Frage am raffiniertesten aus» verzichteten und trotz einigen Anpöbeleien von seiten der Fragesteller – der Gesprächsleiter Alphons Matt liess sie ungestraft zu – offen und deswegen auch überzeugend antworteten.

Der Wähler müsste seine Gunst – wollte er seinen Wahlzettel allein und objektiv nach den Eindrücken am Bildschirm ausfüllen – einer jener kleinen Parteien zuspielen, die gerade durch ihre Aussenseiterposition gelernt haben, eine ihnen angebotene Möglichkeit zur Publizität zu nützen. Dies aber ist nun dennoch überraschend, wurden doch die kleinen politischen Bewegungen vom Schweizer Fernsehen mit einem wesentlichen Handicap ins Rennen geschickt. Die SRG hat auf der Suche nach einer «gerechten» Lösung (lies:

bei der Bemühung, das Risiko, von den traditionellen Parteien einen Rüffel einzufangen, möglichst gering zu halten) zusammen mit den Parteien einen Schlüssel ausgeheckt, der Sendezeit und finanzielle Unterstützung für die Produktion der Selbstporträts nach Parteigrösse bestimmte. Die grossen etablierten Parteien (BGB, FdP, SP, CVP, LdU) durften also von allem Anfang an mit einer grösseren Präsenzzeit und mit höheren Produktionskostenbeiträgen rechnen als die Aussenseiter. «Wer hat, dem wird gegeben» überschrieb nicht zu Unrecht ein Kritiker seinen Kommentar zu dieser undemokratischen Haltung gegenüber den Minderheiten.

Die «Kleinen» dürfen indessen getrost abwarten: Die erschreckende Einfallslosigkeit und die Indifferenz der grossen Parteien zum Medium Fernsehen haben längst dazu geführt, dass die Zuschauer während der besten Sendezeit am Abend (20.20 Uhr) nur noch mit halbem Herzen an der gigantischen Polit-Show teilnehmen. Die ewigen Wiederholungen in «Parteien fragen – Parteien antworten» – einem Spiel von geradezu frappanter Harmlosigkeit und penetranter Langeweile – tun ein übriges, den TV-Einfluss auf das Wahlgesehen in bescheidenem Rahmen zu halten. Dieses Musterbeispiel von schlichtem Fernseh-amateurismus (Wozu überhaupt noch Bilder? Der Ton allein genügt) ist dazu angetan, dem TV-Zuschauer den letzten Rest seines Interesses an der Innenpolitik zu nehmen. Die vom Schweizer Fernsehen inszenierten Scheingefechte am Bildschirm, bei denen die Verantwortlichkeit und die gegenwärtige politische Konstellation als unabänderliche und unantastbare Grössen dastehen, sind bestenfalls zu einem gut: sie verlocken zum Umschalten auf die deutschen Kanäle, wo nicht nur die Aussen-, sondern auch die Innenpolitik mediengerecht dargebracht werden und wo politische Diskussionen wirklich Auseinandersetzungen und nicht bloss mehr oder weniger freundschaftliches Eiertütchen sind. Urs Jaeggi

TV-TIP

21. Oktober, 22.25 Uhr, ARD

Unheil über Wetzlar

Der Münchner Filmregisseur Peter Fleischmann machte sich beim deutschen Kinopublikum durch sein zeitkritisches Erstwerk «Jagdszenen aus Niederbayern» einen Namen. Jetzt drehte er in Wetzlar einen zweiten Film: «Das Unheil.» Während sein erstes Leinwand-Opus die



Intoleranz niederbayerischer Dorfbewohner blosslegte, nimmt Fleischmanns zweites Werk die Gesellschaft einer mittleren Grossstadt aufs Korn. Der Jungregisseur fand in der hessischen Industriestadt Wetzlar genau jene Atmosphäre, die er für die Blossstellung bürgerlicher Verhaltensweisen suchte. Diese Stadt eignete sich für den Regisseur «wegen des Konglomerats von pittoresker Altstadt, Industrieneustadt und mächtigem Dom, der nicht nur als Bauwerk ein zentraler Punkt der Stadt ist». Trotzdem stellt «Das Unheil» keine spezielle Studie über die Stadt Wetzlar dar; der Film soll vielmehr die heutige Situation in der Bundesrepublik – und nicht nur dort – widerspiegeln. Fleischmann liess von Mounier Colin, dem Kameramann seiner «Jagdszenen», einen einstündigen Film über die Dreharbeiten zu «Das Unheil» herstellen. Beobachtet wird die Konfrontation zwischen den Jungfilmern und den teils biederen, teils aufgeschlossenen Bürgern der Stadt. In diesem Zusammenhang sei auf das Interview mit Peter Fleischmann im vorliegenden ZOOM hingewiesen (unter «Aufsätze»).

23. Oktober, 17.15 Uhr, ARD

Christ sein – ein Lehrfach?

Zur Diskussion um den Religionsunterricht heute

Im Rahmen der Problematik der modernen Verkündigung wurden auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil auch Fragen des Religionsunterrichts erörtert. Dennoch scheinen davon kaum wirksame Impulse ausgegangen zu sein. Der Religionsunterricht – das zeigen sowohl Äusserungen von Fachleuten als auch Schülerbefragungen und die anhaltende Welle von Abmeldungen «religionsmüder» Vierzehnjähriger – ist heute in seiner konventionellen Form kaum mehr praktikabel und jedenfalls nicht mehr attraktiv.

Charles Vanel mimt in «La Séparation» den Witwer mit echt ergreifender Behutsamkeit, fern von aller falschen Sentimentalität

Die Untersuchung von Heinrich Kalbfuss befasst sich mit Schülerwünschen, neuen experimentellen Formen und kontroversen Meinungen zum Thema Religionsunterricht an den höheren Schulen.

24. Oktober, 16.10 Uhr, DSF

Die Moldau

Ferenc Fricsay probt und dirigiert «Die Moldau» von Friedrich Smetana

Mit dieser Sendung für den Musikfreund hatte der Süddeutsche Rundfunk vor zehn Jahren ein Experiment unternommen. Livekameras hatten eine Orchesterprobe unter dem 1963 verstorbenen Dirigenten Ferenc Fricsay in ihrem ganzen Ablauf ohne Unterbrechung aufgezeichnet. Die Mitglieder des Sinfonieorchesters waren am Anfang über diese Aufnahmen nicht unterrichtet, so dass die ganze Lebendigkeit einer Orchesterprobe eingefangen werden konnte. Vor dem Auge des Zuschauers entwickelt sich daher eine ebenso unbefangene wie intensive Probenarbeit, bei der das Bild einer faszinierenden Dirigentenpersönlichkeit freigelegt wird.

25. Oktober, 20.55 Uhr, DSF

La Séparation

«Die Trennung», ein Fernsehspiel von Maurice Cazeneuve

Mit diesem französischen Werk, das den «Premio Italia 1969» und den «Grand Prix Albert Olivier» erhielt, beschliesst das Schweizer Fernsehen seine kleine Reihe